

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 3

Artikel: Janko, der Musikant
Autor: Sienkiewicz, Henryk
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571826>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nachrichtigt wird, wenn Du wieder hierher kommst, lieber Vetter. Er wird dann sofort auch zu uns kommen, um sich mit Dir zu schließen, teurer Alwin. Mit den besten Grüßen von der ganzen Familie bin ich Dein wohlaffektionierter

Friedrich."

Umgehend antwortete der Vetter Kleber: „So wenig ich Anlaß habe, dem Fräulein Hözle beim Ausbruche

dieser Verlobung Glück zu wünschen, so will ich doch das, was sie für Glück hält, nicht zerschmettern. Ich bleibe daher hier und Euer ergebener Vetter

Alwin Kleber.“

Seither hat die Villa Rietschy diesen lieben Vetter nie wiedergesehen.

So große Wirkungen werden oft von kleinen Ursachen hervorgebracht!

Janko, der Musikan.

Von Henryk Sienkiewicz. Autorisierte Uebersetzung aus dem Polnischen von J. Fränkel, Bern.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ses kam zur Welt schwach, hinfällig. Die Gevatterinnen, die an der Brütsche der Wöchnerin versammelt waren, schüttelten ihre Köpfe sowohl über die Mutter als über das Kind. Szymonowa, die Schniedsfrau, die Klügste unter allen, begann die Kranke zu trösten: „Gebt her,“ sagte sie, „die Weihkerze, ich will sie anzünden . . . Mit Euch geht's ja schon zu Ende . . . Ihr müßt Euch ins Jenseits vorbereiten und nach dem Pfarrer schicken, damit er Euch die Sünden erlasse . . .“

„Bah!“ sagte die Zweite, „den Jungen aber müssen wir sogleich taußen, denn der erlebt die Ankunft des Pfarrers nicht. Und ich sag' Euch, es wird besser sein, wenn es dann nicht spukt.“

Mit diesen Worten zündete sie die Weihkerze an, erhob das Kind, besprengte es mit Wasser, daß es mit den Neuglein zu blinzeln anfing, und dann sprach sie noch:

„Ich taufe dich im Namen des Vaters und Sohnes und heiligen Geistes und gebe dir den Namen Jan . . . Und nun wandle, du christliche Seele dorthin, woher du gekommen . . . Amen!“

Die christliche Seele haite aber durchaus keine Lust, dorthin zu wandeln, woher sie gekommen und den hageren Körper zu verlassen. Sie begann im Gegenteil mit den Füßlein dieses Körpers, soweit sie es eben vermochte, auszuschlagen und zu greinen, so daß, wie die Gevatterinnen meinten, „man könnte glauben, ein Kätschen, kein Kätschen, oder so was . . .“

Man schickte nach dem Priester. Er kam, verrichtete sein Amt, fuhr zurück: der Kranken wurde es besser.

Nach einer Woche ging schon das Weib ihrer Arbeit nach.

Der Junge schien kaum zu atmen; aber er atmte doch. Bis endlich im vierten Jahre der Rückuck an einem Frühlingstage mit seinem Rufe die Krankheit aus dem Leibe des Kindes austrieb, so daß sich sein Zustand von nun an besserte und es leidlich das zehnte Jahr erreichte.

Der Knabe war immer mager und von der Sonne verbrannt, sein Bauch war aufgetrieben und die Wangen eingefallen. Der häßliche, fast weiße Haarschopf fiel ihm über die hellen, glühenden Augen herab, die in die Welt blickten, als ob sie in eine unermessliche Weite vergaßt wären. Im Winter hockte er hintern Ofen und weinte leise vor Kälte, nicht selten vor Hunger, wenn Mütterchen weder etwas in den Ofen noch in den Topf hineinzulegen hatte. Im Sommer lief er in einem Hemdchen herum, das mit einer Tuchleiste umgürtet war, und in einem mit abgerissener Seide umsäumten Hut, unter dessen Stulp er hervorguckte, den Kopf wie ein Vogel in die Höhe reckend.

Die Mutter, eine arme Einliegerin, von der Tagesarbeit lebend, gleichsam eine Schwalbe unter fremdem Dache, liebte ihn vielleicht nach ihrer Art, schlug ihn aber auch gar oft und nannte ihn gewöhnlich einen „Wechselbalg“.

Im achten Lebensjahre ging er bereits als Unterhirt hinter der Herde her, oder, wenn in der Hütte nichts zu beißen war, in den Wald, um nach Schwämmen zu suchen. Daß ihn dort kein Wolf gefressen, war nur der göttlichen Erbarmung zu danken . . .

Er war auch kein besonders aufgeweckter Knabe, und wie alle Dorfkinder, steckte er immer den Finger in den Mund, sobald ihn jemand ansprach. Die Leute glaubten nicht einmal, daß er das Jünglingsalter erreichen, noch weniger, daß die Mutter an ihm je Freude erleben würde, weil er auch zur Arbeit wenig taugte. Merkwürdig, woher es gekommen, aber nur nach einer Sache war er gierig: nach Musik. Überall hörte er sie . . . Und als er ein wenig herangewachsen war, da dachte er an nichts anderes, als an Sang und Klang. Manchmal ging er hinaus in den Wald, mit dem Bieh oder mit Töpfen, Beeren zu sammeln, kam aber ohne Beere zurück und sprach lispelnd:

„Mutterl, dort im Walde, da hat es so schön gespielt . . . Oh! oh! . . .“



Hofkirche mit Zinggenthor in Luzern. Sepiazeichnung von E. u. L. Schultheß (ca. 1850/54).

Und die Mutter darauf:

„Ich werde dir gleich was aufspielen! Wart' nur!“

Und nun machte sie oft Musik auf seinem Rücken mit dem Schaumlöffel. Der Junge schrie, versprach, niemals mehr auf die Stimmen zu hören, dachte aber doch fort daran, daß dort im Walde etwas gespielt hatte . . . Wer? — Wußte er's denn? . . . Die Tannen, Buchen, Birken, Pirole — alles sang! . . . Der ganze Wald, und baßta!

Das Echo auch . . .

Im Felde spielte das Oberreis, im Gärchen hinter der Hütte zwitscherten die Sperlinge, daß die Kirschbäume zitterten! Abends lauschte er allen Tönen, welche auf dem Lande erschallen, und dachte wahrscheinlich bei sich, daß ganze Dorf singe. Und wenn man ihn zur Arbeit schickte, den Dünger umzuwerfen, schien es ihm, der Wind spiele auf der Mistgabel.

Einmal erblickte ihn der Aufseher, wie er so mit dem zerstreuten Haarschopf da stand

und eben das Spiel des Windes auf der Holzgabel belauschte... Sofort gürte er den Riemen ab und verschaffte ihm ein gutes Denkzeichen.

Doch was half dies?

Die Leute nannten ihn:

Tanko,
der Muſi-
kant! . . .

Im Früh-
ling, da konn-
te er ins
Freie hin-
auslaufen,
um sich am

rauschenden Bach Hirtenflöten zu schnüren. Bei Nacht, wenn die Frösche zu quaken, die Wachtelkönige auf den Wiesen zu schnalzen, die Rohrdommel im Tau zu brummen anfingen, wenn die Hähne hinter den Zäunen krähten: dann konnte er nicht schlafen, sondern horchte nur, und horchte — und Gott allein mag's wissen, was für eine Musik er sogar hier heraus-

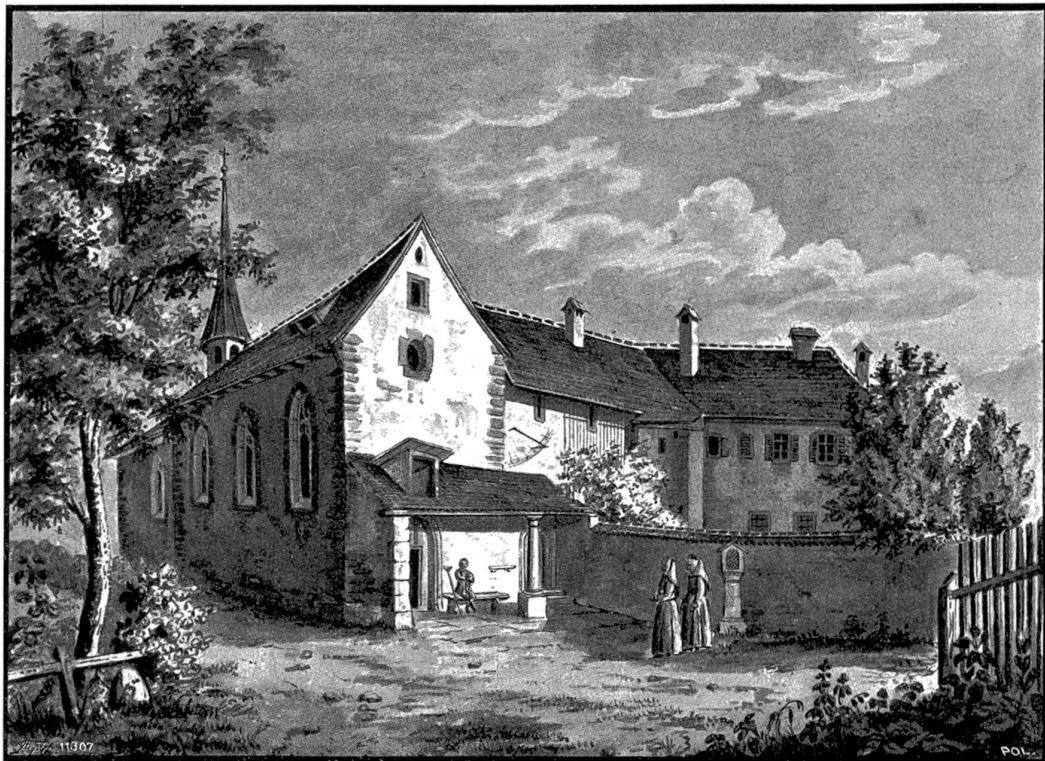


Hegenturm — ehemals Schloß des Grafen von Habsburg in Sempach. Sepiazeichnung von E. u. L. Schultheß (ca. 1850/54).

hörte... In die Kirche konnte ihn die Mutter nicht mitnehmen, denn sobald die Orgel erdröhnte oder ein sanfterer Gesang er tönte, umnebelten sich dem Kinde die Augen, als ob ihr Blick nicht mehr dieser Welt angehörte ...

Der Nachtwächter, der im Dorfe umherging und, um nicht einzuschlafen,

die Sterne am Himmel zählte oder leise Zwiegespräche mit den Hunden führte, sah oft das weiße Hemdchen Jankos, das sich an die Schenke heranschlich. Der Junge ging aber nicht hinein, sondern blieb draußen, duckte sich bei der Mauer und lauschte. Die Leute tanzten Obertas¹⁾, und mancher Bursche ließ von Zeit zu Zeit „U-ha!“ erschallen.



Kapuzinerkloster in Luzern. Sepiazeichnung von G. u. L. Schultheiß (ca. 1850/54).

Man hörte bald das Stampfen der Stiefeln, bald die Stimmen der Dorfmädchen:

„Was wollt?“

Die Geigen sangen leise:

„Wir wollen essen, wollen trinken
Und wollen tanzend fröhlich singen!“

Und die Bassgeige begleitete sie mit ihrer mächtigen, dumpfen Stimme:

„Wie Gott will!
Wie Gott will!“

Die Fenster glänzten im Lichte, jeder Balken im Wirtshause schien zu bebren, zu singen und auch zu spielen ...

Und Janko lauschte ...

Ach, was hätte er darum gegeben, eine Geige zu besitzen, die da sanft spielte:

„Wir wollen essen, wollen trinken — Und wollen tanzend fröhlich singen!“ ...

Solche singende Brettchen?

... Bah, woher sie kriegen?

... Wo verfertigt man sie?

... Ja, wenn sie ihm wenigstens erlaubten, so was ein-



¹⁾ Ein polnischer Bauerntanz.

Sempach: Luzernerthor mit Wächterturm.
Sepiazeichnung von G. u. L. Schultheiß (ca. 1850/54).

mal in die Hand zu nehmen... Aber, Gott behüte! Er durfte nur lauschen... Und er lauschte auch gewöhnlich so lange, bis die brummende Stimme des Nachtwächters hinter ihm in der Finsternis erschallte: „Nach Hause, Kobold du!“

Dann erst lief er mit seinen raschen, nackten Füßchen davon, und ihm folgte im Finstern die Stimme der Geige: „Wir wollen essen, wollen trinken — Und wollen tanzend fröhlich singen!“ — und der dumpfe Bass auch: „Wie Gott will! Wie Gott will! Wie Gott will!“

Ein wahrer Freudentag war es für ihn, wenn er einmal bei einem Erntefeste oder während einer Hochzeit die Stimme der Geige hören konnte. Er kroch dann hinter den Ofen und sprach einige Tage hindurch kein Wort. Er blickte nur, gleich einer Käze im Dunkeln, mit den funkelnden Augen starr vor sich hin...

Endlich machte er sich aber eine Fiedel aus einer Schindel und aus Rosshaar. Doch die wollte nicht so schön spielen wie jene im Wirtshause: sie klimperte leise, gar leise, eben wie Fliegen oder Mücken. Er spielte aber dennoch auf ihr vom Morgen bis zum Abend, wenn er auch dafür so viele Rippenstöße erhielt, daß er bald einem zerstümmelten, unreifen Apfel ähnlich sah. Doch es lag schon einmal so in seiner Natur. Das Kindlein zehrte immer mehr ab, nur der Bauch ward groß, der Haarschopf immer dichter, die Augen immer weiter geöffnet, obgleich sie gar oft in Thränen schwammen. Die Wangen aber und die Brust fielen ihm immer tiefer und tiefer ein...

Er ähnelte durchaus nicht anderen Kindern. Eher seiner Schindelgeige, die kaum klimperte. Dazu starb er fast Hungers in der Zeit vor der Ernte, denn er lebte dann nur von rohen Mohrrüben und von der Sehnsucht nach dem Besitze einer echten Geige.

Diese Sehnsucht sollte ihm aber nicht zum Wohle gereichen...

* * *

In dem Herrenhof besaß der Lakai eine Geige, auf der er zuweilen in der Dämmerstunde spielte, um sich die Liebe des Fräulein Rose zu erobern. Janko schlich sich manchmal zwischen den Kletten bis an die geöffnete Thür des Kredenzimmers heran, um die Geige zu betrachten. Sie hing an der Wand, der Thür gegenüber. Der Junge sandte ihr also durch die Augen seine ganze Seele zu, denn sie erschien ihm als ein unnahbares Heiligtum, das zu berühren er unwürdig sei. Die Verkörperung seiner innigsten Liebe glaubte er in ihr zu sehen... Und doch sehnte er sich danach. Einmal wenigstens wollte er die Geige in der Hand haben, einmal wenigstens wollte er sie näher betrachten...

Das arme, kleine Bauernherz erbebte bei diesem Gedanken vor unsäglicher Freude...

An einem Abende war niemand im Kredenzzimmer. Die Herrschaft weilte schon lange Zeit im Auslande, das Haus stand leer und der Lakai saß ganze Tage hindurch auf der andern Seite des Hofes beim Fräulein Rose.

Janko blickte schon lange, in den Kletten versteckt, durch die angelweit offene Thür auf das Ziel all seiner Sehnsucht. Der Vollmond schwebte eben am Himmel und warf ins Kredenzzimmer schief durch das Fenster seine glänzenden Strahlen, die dasselbe auf der gegenüberliegenden Wand in Gestalt eines großen hellen Biereckes reflektierten. Das Biereck näherte sich langsam der Geige zu, bis sie endlich vollkommen im Lichte erschien. Es war, als ob auf dem finsternen Hintergrunde die Geige einen silbernen Strahlenbund ausspreute. Besonders waren die gewölbten Buge so stark beleuchtet, daß Janko kaum hinschauen konnte. In diesem hellen Glanze war alles deutlich zu sehen: die ausgeschweiften Ränder, die dünnen Saiten und der gebogene Kopf. Daneben leuchteten die Wirbel wie Johannisswürmchen und der Bogen hing gleich einer Silberrute hinab...

Ach, alles war so schön, so entzückend, so zauberhaft!... Janko blickte immer begieriger hin. In den Kletten kauernd, die Ellbogen auf die mageren Knie gestützt, so starrte er mit offenem Munde hin. Bald hielt ihn die Angst zurück, bald stieß ihn ein unbezwingbarer Drang vorwärts.

Und war es Zauber, oder was? Die Geige schien zuweilen in der Helligkeit immer näher zu rücken, als flöße sie dem Knaben zu... Manchmal wieder erlosch sie, um gleich aufs neue ihre Strahlen auf alle Seiten hin auszustreuen...

Zauber, ein wahrer Zauber! — —

Indessen wehte der Wind. Die Bäume rauschten leise, die Kletten säuselten und Janko glaubte deutlich zu vernehmen:

„Geh' doch hin, Janko! Im Kredenzimmer ist ja keine Seele... Nun, vorwärts, Janko!...“

Die Nacht war hell und heiter. Im herrschaftlichen Garten begann die Nachtigall am Teiche zu singen und pfiff dabei, bald leise, bald laut: „Nun, vorwärts... Greif zu!“

Der gute Nachtrabe kreiste in leisem Fluge um das Haupt des Kindes und rief ihm zu: „Janko, nein, nein!“...

Der Nachtrabe flog davon, die Nachtigall aber blieb und die Kletten brummten immer deutlicher: „Dort ist niemand!“

Die Geige erschien wieder in hellem Mondglanze...

Die arme, kleine, gebückte Gestalt schlich langsam und behutsam vorwärts. Und die Nachtigall ließ ganz leise ihre Pfiffe ertönen: „Nun, voran! Greif zu!“ — —

Das weiße Hemdchen flimmert immer näher der Kredenzthür. Es wird nicht mehr von den schwarzen Kletten verhüllt . . . An der Schwelle hört man den fieberhaften Atem der kranken Kindesbrust. Eine Weile, und das weiße Hemdchen ist schon verschwunden . . . Nur ein nacktes Füßchen ist noch hinter der Thürschwelle sichtbar . . .

Bergebens kreisest du, o Nachtrabe, um das Haupt des Kindes und rufst ihm zu: „Nein, nein!“

Janko ist schon im Kredenzzimmer . . .

Die Frösche im Teiche begannen sogleich furchtbar zu quaken, als ob sie erschreckt wären. Doch dann wurden sie wieder still. Die Nachtigall hörte zu pfeifen auf, die Kletten zu rauschen . . .

Unterdessen kroch Janko leise und vorsichtig. Doch bald ergriff ihn eine heftige Angst. In den Kletten hatte er sich so wohl gefühlt, wie zu Hause — dem wilden Tierchen im Dickicht vergleichbar. Jetzt aber war es ihm zu Mute, wie einem Tierchen in der Falle. Seine Bewegungen wurden stramm, der Atem kurz und pfeifend. Dazu umgab ihn die Finsternis . . . Ein stiller Sommerblitz, der zwischen dem Osten und Westen zuckte, beleuchtete noch einmal das Kredenzzimmer und Janko, der auf allen Vieren, den Kopf in die Höhe gerichtet, vor der Geige hockte. Doch der Blitz erlosch, und den Mond verhüllte ein Wölkchen. Man konnte weder was hören noch sehen . . .

Erst nach einer Weile drang aus der Finsternis ein leiser, weinerlicher Klang, als ob jemand unvorsichtigerweise die Saiten berührt hätte.

Und plötzlich . . .

Eine mächtige, verschlafene Stimme, aus der Ecke der Kredenzstube stammend, fragte zornig:

„Wer dort?“

Janko hielt den Atem in der Brust zurück. Aber die Stimme fragte wieder:

„Wer dort?“

Ein Bündhölzchen begann an der Wand zu schillern. Es wurde hell. Und dann . . . Ach, Gott! Man hörte Flüche, Schläge, das Wimmern des Kindes, — Rufe: „Oh, um Himmels willen!“ — Hundegebell auf dem Hofe, ein Flimmern der Lichter an den Scheiben, Lärm im ganzen Hause . . .

* * *

Am folgenden Tage stand schon der arme Janko vor dem Gerichte beim Dorfschulzen.

Sollten sie ihn dort als einen Dieb richten? . . . Natürlich! Der Schulze und die Schöppen betrachteten ihn, wie er da, den Finger im Maul, vor ihnen stand, mit glotzenden, erschreckten Augen, klein, abgemagert, schmierig, zerstochen, ohne zu wissen, wo er sei und

was man von ihm wolle . . . Wie sollen sie da diese verkörperte Not richten, die zehn Jahre alt ist und sich kaum auf den Beinen hält? . . . Soll man sie ins Gefängnis schicken, oder was sonst? . . . Und dann muß man ja mit Kindern erbarmen haben . . . Der Nachtwächter möge ihn also nehmen und ihm einige Rutenhiebe geben, damit er das andere Mal nicht stehle! Die Sache ist abgethan! . . .

Man rief Stach, den Nachtwächter, herbei.

„Rimm ihn und gib ihm, daß er's gedenke!“

Stach nickte mit seinem dummen Tierkopf, nahm Janko unter den Arm, wie ein Kätzchen, und trug ihn zur Scheune hinaus. Das Kind verstand entweder nicht, um was es sich handelte, oder war erschrockt. Genug, es sagte kein Wort und blickte nur starr vor sich hin, wie ein Vogel. Wußte es denn, was sie mit ihm vorhatten? . . . Erst als Stach in der Scheune den armen Jungen mit der Hand packte, auf den Boden streckte, das Hemdchen aufführzte und mit der Rute zu schlagen anfing, schrie Janko auf:

„Mutterl!“

Und dann nach jedem Hiebe: „Mutterl! Mutterl!“ Aber immer leiser und schwächer. Bis das Kindlein endlich schwieg und nicht mehr „Mutterl!“ rief.

Die arme, zerstochterte Geige! . . .

Ach, du dummer, boshafter Stach! Wer schlägt denn ein Kind so? Der Knabe war ja ohnehin klein und schwach und hielt sich von jeher kaum am Leben! —

Die Mutter kam, nahm den Jungen mit sich, mußte ihn aber nach Hause tragen . . .

Am nächsten Tage erhob sich Janko nicht. Und am dritten lag er bereits auf der Pritsche unter der harten Pferdedecke ruhig in den letzten Zügen . . .

Die Schwalben zwitscherten auf dem Kirschbaum, der vor der Hütte wuchs. Ein Sonnenstrahl drang durch die Scheibe und übergoss mit hellem, goldenem Glanze das zerzauste Köpfchen des Kindes und sein Gesicht, in dem kein Blutstropfen mehr zurückgeblieben war. Jener Sonnenstrahl war gleichsam die Straße, auf welcher die kleine Seele des armen Jungen die Erde verlassen sollte . . . Wohl ihr, daß sie wenigstens im Augenblitze des Todes einen breiten, sonnigen Weg antrat, denn Zeit ihres Lebens ging sie einen wahrhaft dornigen. — —

Unterdessen hob sich noch im schweren Atem die hagere Brust, und das Kind schien auf all die Stimmen des Dorfes zu lauschen, die durch das offene Fenster hereindrangen . . .

Es war Abend. Die Dirnen, welche vom Heumähnen zurückkehrten, sangen: „Ach, auf der Wiese, auf der grünen!“ — und vom Bach vernahm man die Töne der Schalmeien.

Janko horchte zum letzten Mal, wie das Dorf sang.
Neben ihm, auf der Pferdedecke, lag seine Schindelgeige . . .

Plötzlich verklärte sich das Antlitz des sterbenden Kindes, und seine bleichen Lippen flüsterten:

„Mutterl!“

„Was, Söhnchen?“ fragte die Mutter mit vor Thränen erstickter Stimme.

„Mutterl! Wird mir Herrgott im Himmel eine echte Friedel geben?“

„Sawohl, Söhnchen, ja!“ antwortete die Mutter. Doch mehr konnte sie nicht sagen. Denn plötzlich brach aus ihrer harten Brust der lang angeschwollene Schmerz hervor. Sie stieß also nur den Seufzer aus: „O, Jesu! Jesu!“

— fiel mit dem Gesichte auf den Kasten und begann fürchterlich zu brüllen, wie wenn sie in Wahnsinn verfallen wäre, oder wie Einer, dem es plötzlich offenbar

wird, er werde sein Liebstes dem Tode nicht mehr entziehen können.

Und sie entriff ihn nicht.

Denn als sie sich wieder erhoben hatte und auf das Kind blickte, waren zwar die Augen des kleinen Musikanls offen, doch unbeweglich, das Gesicht war ernst, düster und starr.

Der Sonnenstrahl war ebenfalls verschwunden . . .

Friede mit dir, Janko!

* * *

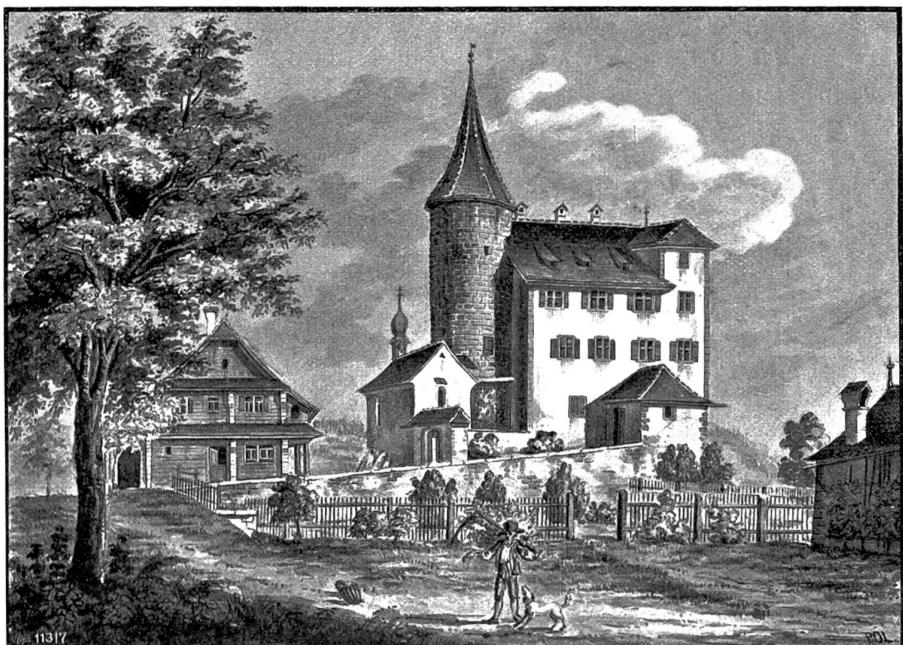
Am nächsten Morgen kehrte die Herrschaft aus Italien zurück. Auch das Fräulein und ihr Freier.

Dieser sagte:

„Quel beau pays que l'Italie!“

„Und was für ein Künstlervolk! . . . On est heureux de chercher là-bas des talents et de les protéger“ . . . fügte das Fräulein hinzu.

Über Janko rauschten die Birken . . .



Schloß Schauenburg bei Kriens. Sepiazeichnung von G. u. L. Schultheiss (ca. 1850/54).

• 's Tüfeli. •

Han emol es Schätzli ka,
Hel's am liebste grässle;
So es lidweichs Tüfeli
Hät nu keine bsäße.

Wie's mi ploget hät und gnarrt
Söll en Andre bschriebe;
D'Kappiziner hemer gseit,
Das sig bös ustriebe.

Vögeli, gang gleitig hei,
flüg zue 's Schätzlis Hüsl,
Säg, wänn's grad am Pfeister stöht:
Grüeždi Gott, liebs Gspüsli!

Söll emol i d'Fröndi zieh,
Körig d'Wält usspringe
Und soll brav i d'Maitli go,
's würd mer dä scho ringe.

's ist um's Wintre ume gſi,
Bin i d'Fröndi gauge;
D'Maitli hend si a mi ghänkt
Schier wie glüchnig Zange.

's Tüfeli das wär i los,
Aber d'Hel ist bliebe;
's Härz so läär es wien e Strumpf,—
Hetis nie vertriebe!

Los, es finkli schlot im Wald,
Mein, 's will öppis säge;
's finkli rüeft: 's ist Zit, 's ist Zit,
's gruent uf Wäg und Stäge.

Säg, i heigs halt bsäfegärn
's Tüfeli, 's verlornig,
Chäm im Lanzig wieder hei,
Gläuppli scho im Hornig.

Mitrad Lienert, Einsiedeln.